

Zeitschrift:	Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band:	239 (1966)
Rubrik:	Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Enggistein das älteste Emmentalbad

Bon Bach und Weg und frühem Streit

Da wo sich die Enge zwischen dem breiten Rücken des Worbberges und dem östlich sich erhebenden Rundbuckel des Enggist (Enggist) gegen das Wifertswilmoos und Bigental öffnet, breitet sich in einem „fruchtbaren, von der Worblen bewässerten Tälchen“ das Dörfchen Enggistein aus, das als Gründung alemannischer Bauern im Mittelalter zu einer kleinen Siedlung gedieh, die als Entkosten, Endenstein, Enggenstein, Mengfistein und Engfistein in den Urkunden in Erscheinung tritt. Nicht immer bespülten die Wellen des muntern Baches Gärten und Wiesland des Ortes. Der vom Gehänge der Blasenfluh herniederschließende Bigelbach (Biglebach) trug seine Wasser Waltringen und der Emme entgegen. Er speiste Räderwerke, befruchtete das Mattland. Da nun aber der Twingmühle von Worb das Wasser mangelte, über das die in den Hügeln gelegene Biglenmühle verfügte, schloß Johann von Rien in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit den damaligen Besitzern des Bigentales, den Grafen von Riburg, einen Vertrag, der ihm erlaubte, um den Preis von zwei schwarzen Ochsen vom Bach so viel Wasser nach seiner Mühle zu leiten, als durch einen „riter zarg“ (durch den Reifen einer Rytteren, eines großen Siebes) gehen möchte. Der auf diese Weise entstandene „Rüns“ erhielt, wie die Überlieferung geht, im Volke den Namen Schwarzbach nach den beiden den Riburgern zugesprochenen schwarzen Ochsen, vielleicht auch nach dem schwarzen und „bodenlosen“ Torfmoor. Er hieß aber auch Enggisteinbach und bald einmal Worblen.

An dem neu angelegten Kanal entstanden Wasserrwerke, bäuerliche Wirtschaften. Da der Enggisteinbach den ursprünglichen Abfluss nach Norden minderte, so daß manches Heimwesen zu Schaden kam und sogar, wie es heißt, eine Mühle unterhalb Waltringen „zergan“ (eingehen) mußte, so betrachteten die Bauern des Bigentals den künst-

lichen Graben mit einem scheelen Blick. In Trockenzeiten lenkten deshalb die Anstößer im öbern Talabschnitt den Bach in ihre Matten. Darob wurde nun auf der andern Seite das Worbler Gewerbe in Mitleidenschaft gezogen. So dauerte es nicht lange, bis die Schloßherrschaft und die Grundherren des nachbarlichen Tals sich in den Haaren lagen. 1436 und 1437 wurden daher gegen hundert „Rundschaften“ aufgenommen, um die rechtlichen Verhältnisse am „Mühlebach“ zu klären. Fünfzig Jahre später kam es zu einem Entscheid des Rats. Der damalige Schultheiß Wilhelm von Diesbach, Herr zu Worb und Signau, beflagte sich wegen der neuen „usleitung und ableg“, die ihn „an sinn mule mercklichen irren“ (hindern) täten, und die Leute am Bigelbach beschwerten sich, weil es ihnen nicht gestattet wurde, den Bach wie von altersher „zuo iren matten und güteren zuobruchen“. Der Entscheid fiel zugunsten Diesbachs. Es wurde der Herrschaft Worb zuerkannt, über den Bach zu verfügen. Kein „riter zarg“ schränkte mehr die seigneuralen Ansprüche ein, die Bigentaler waren auf das Einsehen und den guten Willen des Schloßherrn angewiesen.

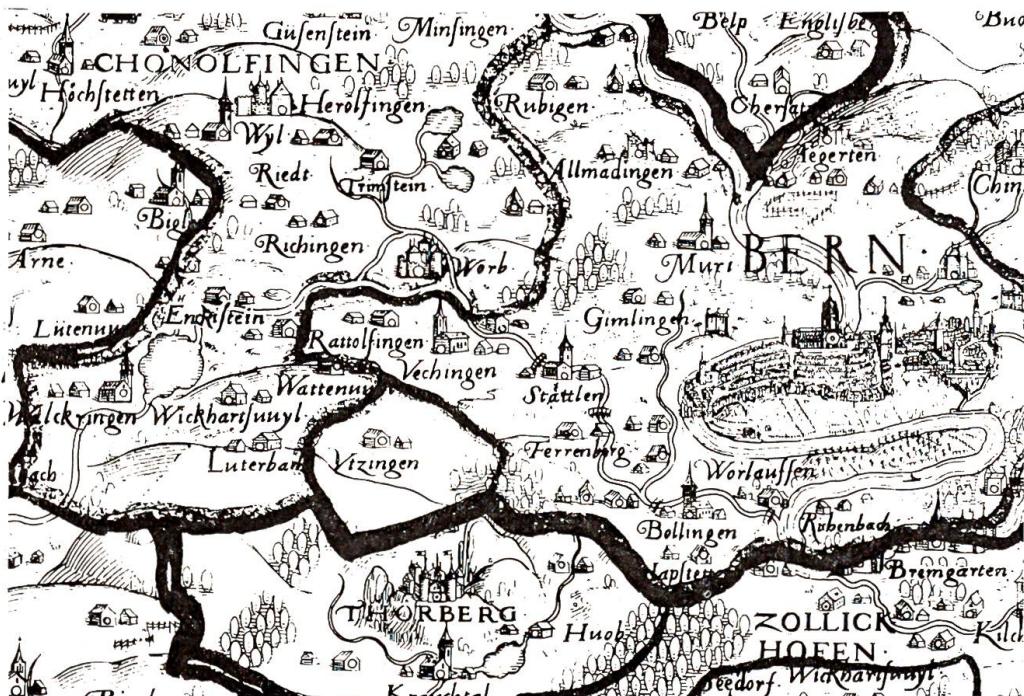
Da die Häusergruppe von Enggistein als ein besonderes Viertel in den Twing von Worb gehörte, waren die Dorfbewohner der Schloßherrschaft zu Dienst verpflichtet. Sie mußten nach Worb zur Mühle fahren und dem Müller helfen, „den bach... ze rumen“, sein Bett instandzuhalten. Und sie mußten auch der „wägsame“ sich unterziehen und mit den Leuten von Biglen und „Waltringen“ den „weg bi Endenstein“ offen halten und ihn, sofern es nötig war, ausbessern und erneuern. Dieser Weg war ein Teil des alten Emmentalsträßchens, das im Mittelalter an Stelle des von den Römern über den Wegessen geführten Pfades dem Worbberg entlang angelegt wurde. Auf ihm rollten die ersten Wägelchen nach den Scheunen der Twingherrschaft, Fähnlein rückten aus, amtliche Boten ritten den Gerichten zu, Kauffahrer besuchten den nächsten Wochenmarkt. Als Durchgangsstation, „Weg am Paß“, erlebte Enggistein eine bescheidene Entwicklung, die

aber eine ganz besondere Note erhielt durch die Entdeckung und Nutzung der am Orte entspringenden heilenden Quelle. Wann wurde diese gefunden?

Des Bades erste Zeiten

In der Gegend selbst verlautet etwa, es könnte dieser Heilbrunnen bereits in römischer Zeit ent-

hat „eine Jungfrow derer von Diesbach“ dem Hans Schero von Worb die „Taferne“ allda mit allem Zubehör als Erblehen unter der Bedingung übergeben, daß er das Bad besorgen „vnd 8 bhadkammern ynrichten“ solle „ze Aenggastein“. Auch ein etwas späterer Badbericht erwähnt diese Belehnung, und ebenso findet sich der Hinweis in Theo Gsell-Fels' Darstellung über die Bäder und



Ausschnitt aus der ältesten Karte des Bernerlandes. Sie wurde vom Stadtarzt Thomas Schoepf nach eigenen Messungen gezeichnet und im Jahre 1576 gedruckt. Wie auf allen alten Karten ist hier Süden oben und Norden unten. In der Mitte links „Endistein“ mit dem S. 69 erwähnten Seelein.

Original in der Stadtbibliothek Bern.

deckt worden sein, stand doch vermutlich in Worb eine Warte, eine befestigte Anlage des lateinischen Imperiums, an die sich vielleicht schon früh eine kleine Siedlung anschloß. Die Legionäre und Kolonien der Cäsaren auf jeden Fall waren es, die im Vorland nördlich der Alpen eine Reihe von Quellen aufführten und nutzbar machten. Wir tasten im Unschlern, und auch über dem Mittelalter hebt sich der Schleier wenig. In einer kleineren, 1874 in Biel erschienenen Schrift über das Bad Enggistein, deren Verfasser nicht genannt ist, wird eine Urkunde aus dem Jahre 1397 angeführt. Nach dieser letztern

klimatischen Kurorte der Schweiz. Der Versuch, den Staatsarchivar Fritz Häusler, alt Archivadjunkt Emil Meyer und Ernst Werder unternahmen, um diese Urkunde herbeizuschaffen, verlief erfolglos. Es liegt wohl im Berner Staatsarchiv ein Erblehenbrief zwischen Verena von Seedorf und dem Hans Schero von Worb, der auf den Ulrichstag 1397 ausgestellt wurde und die Taverne von Worb betrifft, allein, nichts steht darin von einem Bade oder von Badkammern zu Enggistein.

Erst 1454 stehen wir auf festem Boden. In diesem Jahre urkundete „Hanns von Diesbach,

burger und gesessen zuo Bern" und Mitherr zu Worb, daß er „uff zinstag nechst vor Sant Bartholomeus tag" sein „Bad mit dem hus und aller ander gerechtigkeit, gelegen in Enggastein, So ye von altar da har dar zuo gehöret hat, es sihe mit wunne (mit dem, was auf dem Acker gewonnen wird), mit weide, mit holz, mit veld, mit steg, mit weg, mit wasser oder wasserrunnen, mit usfart, mit infart" krafft dieses Briefes den „Ersamen knechten Ruefflin uottinger und Peter zwijacher" zu einem „frijen erblechen und nach erblechens rechte hinverluchen hab" um jährlich acht Pfund „guotter stebler pfenninge löifflicher werschaft zuo Bern" (guter Berner Währung), damit sie es „frilich, fridlich, riewenlichen" nutzen und „niehzen" könnten. Sie mußten sich aber verpflichten, „ein guottes nuwes hus, das jnen erlich (den Erwartungen, Anforderungen gemäß) und dem bad und uns heidenthalben nutzlichen sy, in jrem eigennem Costen" zu bauen und es „uff den Rein bi dem weg" zu setzen. Ferner hatten sie „ein guott Badhus nidwendig dem Rein" aufzurichten, und zwar „nach notdurft der selben Baden und der luttten, So dar jnne Baden werdent". Sie mußten Öfen und Kessel in guter Ordnung halten und „umb ein bescheiden glich geltt" den Kunden, die das Bad benützten, Wein ausschenken und zu essen geben. Aber auch Durchziehenden, „frömden luttten, So da wider und fur wandletten", hatten sie auf deren Begehr eine Zehrung zu verabreichen. Nur Tanz und Spiel durften nicht ohne die besondere Genehmigung der Herrschaft abgehalten werden, und dieser letztern kam es auch zu, über Frevel zu richten, die im Bade oder in dessen Umkreis sich zutrugen. Natürlich behielt sich Hans von Diesbach das Recht vor, „zuo jeglichem jar" mit seinem Gesinde auf Kosten des Pächters „ein badsart ze tuond" und das beste Gemach in Anspruch zu nehmen.

Die Urkunde setzt das Bestehen des Bades voraus, und es ist durchaus denkbar, daß das frühere wohl auf das einfachste eingerichtete Haus von der Taverne in Worb bedient wurde. Sorgte jetzt Hans von Diesbach angelegerlich für das leibliche Wohl der kommenden Gäste, so vernehmen wir mit keinem Wort, wo die Leidenden und Breschafsten herbergten. Zogen sie täglich von Worb zu und begaben sich abends wieder in das

Dorf zurück? Wurden sie zu Pferde, auf Säften hin und her gebracht? Wir wissen es nicht, wir entnehmen dem alten Dokument bloß, daß die Quelle genutzt wurde und jedenfalls dem Besitzer einen sichern Ertrag einbrachte, so daß die Errichtung neuer Bauten kein Schlag ins Wasser war.

Der Brunnen verschwindet und fließt wieder

1473 ist von neuem von Enggistein die Rede. Das Bad ist, wie wir hören, von einer Wassergroße weggefegt worden. Mitsamt der dortigen Säge. Was ist geschehen? Laut Urbar haben die Meister Hans Segmüller von Frauenfeld und dessen Tochtermann Jost Tremp von Glarus im Auftrag des Niklaus von Diesbach im genannten Jahre am oberen Dorfrand einen Weiher angelegt, wohl damit man jederzeit den Zufluß zur Schloßmühle zu regeln vermochte. Ein Damm („Dänts") dichtete das Becken gegen die Enge des Tales ab. Ob es sich bei diesem Weiher um den kleinen See handelt, den Schöpf und Scheuchzer auf ihren Karten eingezeichnet haben und den noch Leu erwähnt, ist schwer zu entscheiden. Dafür spricht, daß im „Haußbuoch" Wilhelms von Diesbach vermerkt wird, die Leute von Wattenwil hätten keinen Weidzins zu entrichten, „uß der ursach, das wir inen ir allmend ertränkt hand im wyer ze Enggenstein". Dieser Weiher scheint demnach ein beträchtliches Ausmaß besessen zu haben, und es ist anzunehmen, daß er in regenreichen Jahren große Teile des Enggistein- und Wilkartswilmooses ausgefüllt hat. Nur so ist es erklärbar, daß dem Dammbruch Badhaus und Säge zum Opfer fielen.

Die Bauern legten frisch Hand an, räumten den Schutt weg und richteten die Gebäude wieder auf. Für kurz. 1480 wiederholte sich die Katastrophe. Ein Unwetter scheint den Anlaß gegeben zu haben, der Weyer „zerbrach" abermals und das „Badhus mit dem Bad" wurden zerstört. Die Quelle verlor sich. Dies ergibt sich aus einem Tauschbrief für Hans Schwander in Worb. Dem letztern über gab Wilhelm von Diesbach nämlich 1481 den „Badbrunnen zu Engenstein... mitsamt dem hus, Spiecher, ställen, Offenhus, Beunden (Pflanzland) und garten" unter der Bedingung, daß er, falls „solicher Badbrunn sich wider erzeigen" möchte, diesen neu

instandsetze („buwe und zurüste“). Schwander soll wie seine Vorgänger den Badegästen sowie allen „frönden vnd heimischen“ Wein ausschenken und für ihre Notdurft sorgen. Es wird ihm aber untersagt, sein Haus zu „offen Brutloffen (Hochzeiten), Begredden, filchweihinen, Tannzen, Baßnachten“ und zu Gerichtszusammenkünften zur Verfügung zu stellen. Diese Anlässe blieben der Ta-

verne in Worb vorbehalten. Schwander musste jährlich zwei Pfund Zins auf „Sann Andreas des Heilgen zwöllffbotentag“ erlegen. Er durfte sich im Berg „behollken“, das heißt mit dem nötigen Holz versehen. Sollte die Quelle nicht wieder aufgefunden werden, so darf Schwander „Hüser, Ställ, Spicher“ und was weiter zum Badwesen gehört „verkouffen, vertuschen... vnd damit tun vnd handlenn als mit sinem eigenen fryen gut“. Der Herrschaft ging es offensichtlich nicht so sehr um die Gebäulichkeiten und den dazugehörigen Umschwung als um den Gesundbrunnen selbst und dessen anziehende Kraft.

Die Quelle begann wieder zu fließen. Das Bad nahm seinen Fortgang. So übertrugen im Mai 1553 die Brüder Andreas und Bendicht von Diezbach, „Edelfnecht und Twingherren zu Worb“, dem Conrad Brunner, „wirtt ze Uengenstein“, die Wirtschaft und das Bad mit allem Zubehör. Er musste versprechen, das Ganze „in gutem buw ze haben“, nichts anderweitig zu verwenden, noch etwas zu verkaufen oder zu vertauschen, sich „der gemeinen Ordnung... der wirtten halb... ze flyßen“ (ihr nachzuleben), Wein, Brot und Fleisch schäcken zu lassen und ganz besonders zur Badezeit sein Haus „mitt guter spys und trank“ zu versehen.

Eine alte Badordnung

Auf den 1. Mai 1552 erließen Andreas und Bendicht von Diezbach dem Bad eine Ordnung, die auf früheren Bestimmungen baute und ihrerseits 1585 „erneüweret und abgeschrieben“ wurde. Sie brachte zuerst eine Reihe allgemeiner Bestimmungen. Es sollten die Badleute sowie die übrigen Gäste sich eines „fründlichen, züchtigen wandels und Lebens“ bemühen und sich grober Reden, Worte und Gebärden wie auch „aller schandbaren Liederer“ enthalten, den Ordnungen, Mandaten und „Reformationen“ nacheifern, weder Gott lästern noch schwören, sich nicht überessen und übertrinken und auch nicht spielen, „Huohren und Rupplerey“ und andere „schanden und Uepigkeiten“ treiben. Wer dessen überschürt wurde, gewärtigte eine Buße. In hartnäckigen Fällen wurde er „gfänglich angenommen und gestrafft“. Gebüßt wird auch, wer Unfrieden stiftet, wer ohne besondere Erlaubnis nach neun Uhr abends im



Wolher ins Bad Reich vnde Arm/
Das ist jekund geheizet warm/
Mit wolschmacker Laug mā euch wesche/
Denn auff die Oberbank euch setze/
Erschwißt / den werde jr zwagn vnd gribn/
Mit Lassu das vbrig Blut auftriebn/
Denn mit dem Wannenbad erfreut/
Darnach geschorn vnd abgefleht.

Darstellung des Baders aus dem Ständebuch von Jost Ammann von 1568. Vers von Hans Sachs.

Bade sitzen bleibt, dem Bader den Lohn entzieht oder sich seinen Anordnungen widersezt, ihn verachtet und beschimpft.

Diesen allgemeinen Richtlinien folgt ein besonderer Teil. Er handelt von denjenigen Sachen, über die „die gemeine Badgesellschaft zu Rechtfertigen und zu straffen gewalt“ hat. Mit andern Worten, die Badgäste bilden selbst „nach Baden Recht“ ein Gericht. Was fällt in dessen Kompetenzbereich? Die Verstöße gegen die Badesitten. So bestraft dieses Hausgericht, wer ungerufen zu andern Leuten in den Badkästen steigt, wer ohne „Niderkleid“ (Unterkleid) badet, wer mit „Achsen, Biell, Rärst, Hauwen, Schaufljen, Knüttel, Kolben oder dergleichen Gewehren“ sich ins Bad begibt und „darmit über das Bad zeucht“, wer „mit Schreyen, Toben, jauchzen, auch unverschambtes üppigen gsangs und Liederem“ andere Badgäste beunruhigt, wer „Unzucht begaht“ mit „Färzen“, Rülpfen oder „anderen Groben Uppigkeiten“, wer wüstes Zeug, Erde und Steine, Hunde und Katzen ins Bad wirft. Die Strafen für diese Unartigkeiten, Belästigungen und leiblichen Bedrohungen? Sie fallen nicht zu schlimm aus. Der Verurteilte stiftet bis zwei Maß Wein. Nur wenn er es gar zu ausgelassen treibt, „unzüchtiger Geberden sich gebraucht, es were mit greiffen, rupfen, zeigen oder deüten“, so verdoppelt sich die Buße, und der „Gethäter“ hat drei bis vier Maß Wein aufzubringen.

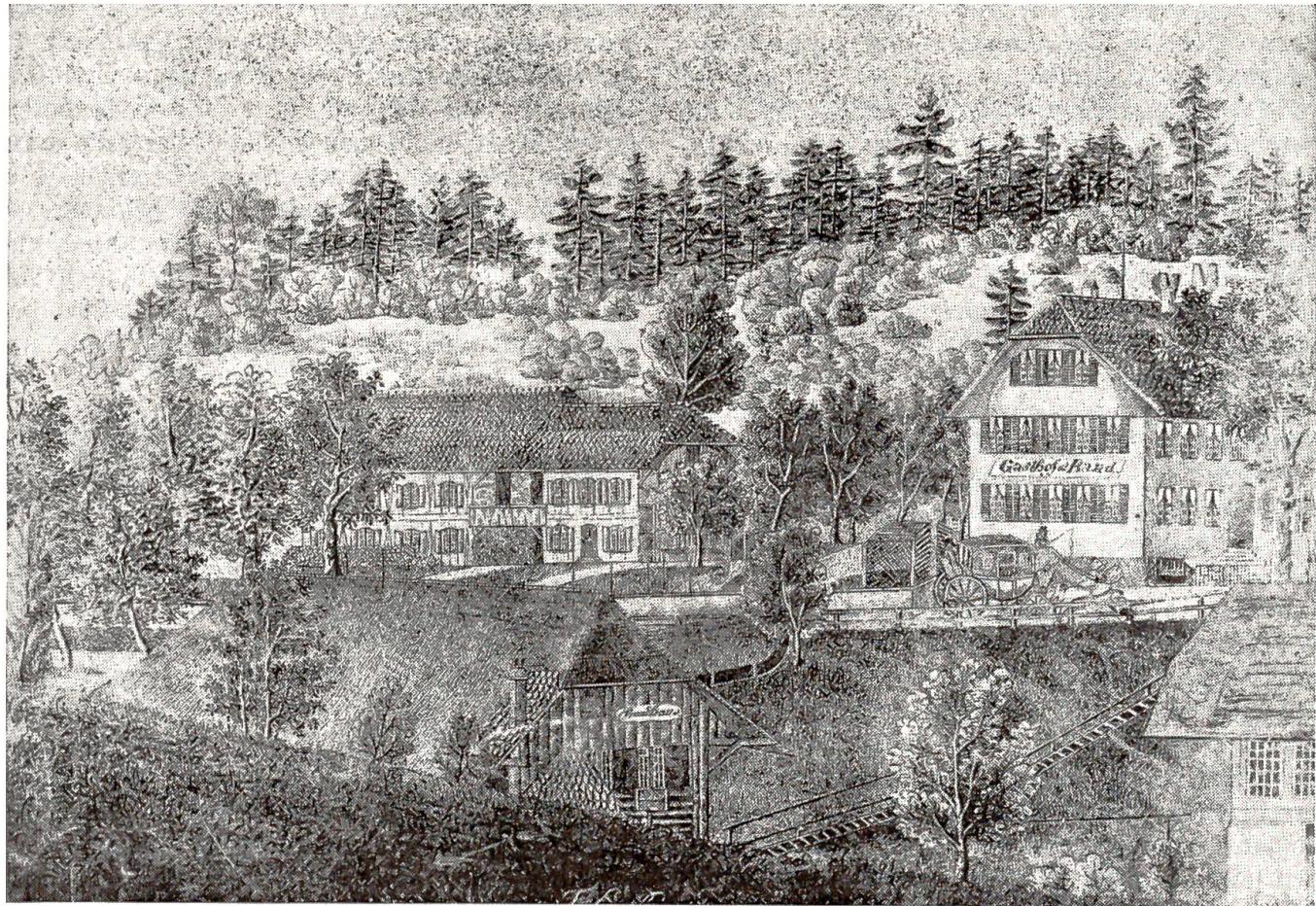
Bon Badefreuden, strengen Chorgerichten

Der Katalog dieser Verbote gewährt uns einen Einblick in den damaligen Badebetrieb. Die Einrichtungen im Bad Enggistein waren wie auch anderswo äußerst bescheiden. Das gewärmte Wasser wurde aus dem Kessel in eine Anzahl von Holzkästen geleitet, in Behälter, in denen mehrere Personen Platz fanden. Auf eine Trennung der Geschlechter achtete man nicht allzustreng, obwohl die Obrigkeit in einer Reihe von Erlassen gegen die loseren Sitten einschritt. So versammelten sich an den Wochenendtagen in Enggistein und den andern, im Emmental aufstrebenden Bedli die jungen Leute, erlustigten sich beim Tanzen und Singen, beim Spiel der Pfeifen und Geigen, mischten sich in den Badstuben ungescheut unter-

einander und trieben ein „unnütz wäsen“, so daß die Chorrichter allenthalben gegen das „gottlose Läben“ einschritten, die Schuldigen vor ihre Schranken zitierten und den Wirten verboten, an den Samstagabenden jemand anderm als Kranken und Geschwächten das Bad zu bereiten.

In Enggistein strömte das Volk besonders zu den „filbinen“ am Auffahrtstage zusammen, und mehrmals beschäftigten sich Schultheiß und Rät der Stadt Bern, an die die Gerechtsame über das Bad gefallen war, mit der „unordnung“ und „umgehorsami“ im Dorf. Sie befahlen 1607, die „filwy“, an der allerhand „üppigkeit und muotwillen“ getrieben wurde, abzustellen, orientierten in diesem Sinne die Freiweibel zu Biglen und Münsingen und den Ummann zu Bolligen, Bechigen, Muri und Stettlen und ließen das Verbot auf den Kanzeln verlesen. Elf Jahre später beschäftigte sich das Kapitel mit der Enggisteiner Auffahrt. Es rügte das ungebührliche Betragen des versammelten Volkes und beklagte sich, daß der Wirt nur allzu gern dem allen „stat und platz“ gebe und dafür sorge, daß es an Essen und Trinken nicht mangle. Der Freiweibel von Biglen mußte darauf den Weg unter die Füße nehmen und im Bad zum Rechten sehen.

Es scheint, daß selbst die Androhung einer fetten Buße künftigen Festlichkeiten den Riegel nicht vorschob. Wohl aus diesem Grunde wurde in Enggistein der Schantbetrieb geschlossen. Dies erschwerte die Pflege der Kranken. Daher ersuchte Hans Hüselmann, der dem Bade vorstand, 1627 die Obrigkeit, die Wirtschaft wieder eröffnen zu dürfen. Er versprach, darauf zu achten, daß nichts Unschickliches vorfalle, und so wurde ihm bewilligt, den Benützern des Bades während des Sommers und Winters den üblichen Wein auszuschenken. Etwas später verordnete die Regierung, die Bäder „andrest nit zu gestatten, es werdint dieselben dann mit Wenden also underschlagen, daß die Mans= von den Weibspersohnen abgesonderet und nit die einten mit den andern untermischt werden“. Schließlich wurden die Badhäuser an Sonntagen „gentlich beschlossen“. Laut einer Bestimmung von 1688 wurde in Enggistein den Badleuten nur vom 1. Mai bis zum 1. Wintermonat Wein ausgeschenkt. Vielleicht war das Bad während des Winters außer Betrieb.



Ansicht des Bades Enggistein
Im Vordergrund in der Mitte das Badehaus, oben rechts der Gasthof
Nach einer Lithographie in der Stadtbibliothek Bern

Das Baden wird Mode

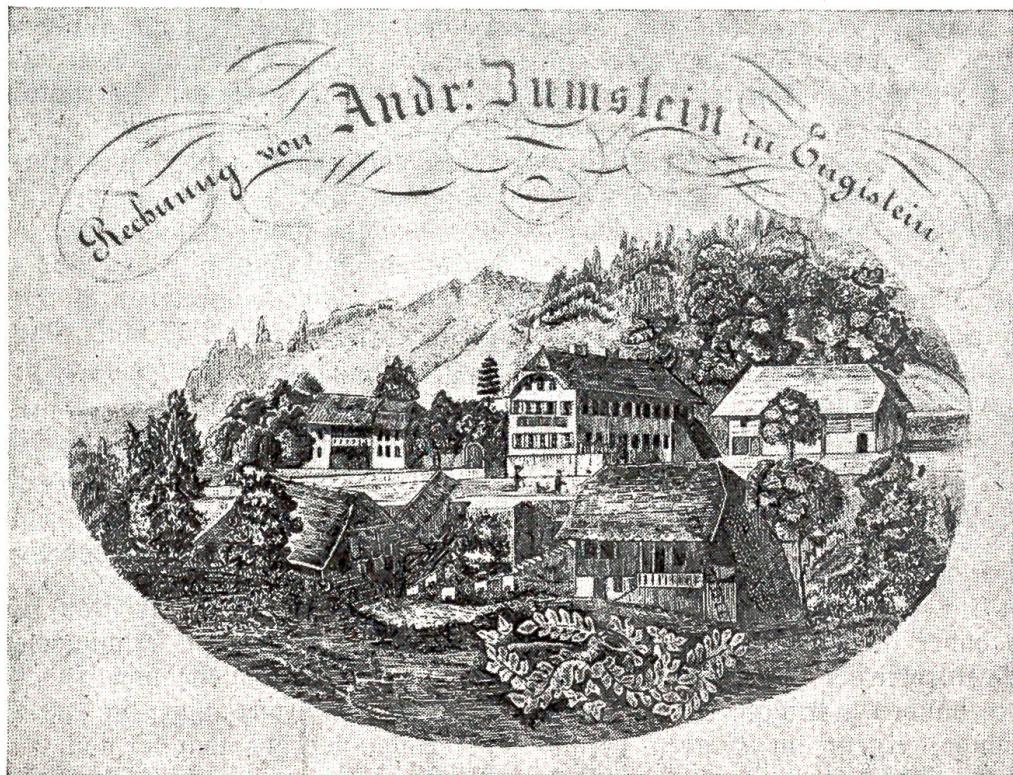
Im 18. Jahrhundert gehörte der Besuch eines Bades zum guten Ton breiter Schichten. Erholungsbedürftige von allen Orten zogen den Gesundbrunnen zu. Städter ergingen sich in der wohltuenden Stille all der abgeschiedenen Orte, an denen eine Quelle sprudelte. Die landschaftliche Schönheit lockte besinnliche Gemüter an. Ausflügler suchten die Waldwirtschaften auf, um im Freien einen Trunk einzunehmen. Als die Berner Regierung 1743 ihre dritte große Revision der Tavernen und Pintenschänken durchführte, gab es in der Landschaft bereits über vierzig Mineralbäder.

Enggistein hielt einen guten Rang. Es erlitt aber allerhand herbe Schicksalsschläge. So schrieb Leu

1752, daß das „Heil- und Gesund-Bad“ am Hang des Worbberges „etliche mal abgegangen, dermalen aber wieder in den Stand“ gesetzt sei. Offenbar versiegte ab und zu die Quelle. Sechzehn Jahre nach Leus Hinweis ertönte in Worb und im Bigental der Feuerlärm. Das Bad wurde ein Opfer der Flammen. Notdürftig wurde in der Folge der Betrieb aufrecht erhalten, und als 1785 die Regierung auf Anregung des Sanitätsrates von neuem in allen deutschsprachigen Ämtern Erhebungen über den Stand der Bäder durchführen ließ, um festzustellen, auf welchen „Titeln, Concessionen und Rechten“ die einzelnen Gründungen beruhten, da vermochte der Badewirt Hiob Müller zu Enggistein keine Bewilligung vorzuweisen. Er erklärte, sie sei im Feuer zugrunde gegangen.

Ein stattlicher Neubau erhob sich bald aus den Trümmern. Der Berner Apotheker C. F. Morell beschrieb ihn in seiner Untersuchung über die

hat die Urkundenlade etwas zu wenig weit geöffnet und sich dieser irrgen Meinung angeschlossen, die wir hier richtigstellen.



Ansicht von Bad Enggistein
Rechnungsformular des Wirtes Andreas Zumstein um 1880

Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz. „Das Bad“, so führte er aus, „bestehet aus zwei Gebäuden, davon das eine an der Straße ist und die Wirtsstuben, Küche und Bestallung hat, das andere enthält die Baadstübchens und Wohnzimmer der Baadgäste, auch einen artigen Speisesaal, geräumige Lauben... die Baadstübchen (es waren deren fünf) sind geräumig, hoch und heiter, in jedem sind vier Rästen, davon (je) zwei durch eine hölzerne Scheidewand abgetrennt sind...“

Die Erneuerung des Bades nach dem Brande, verbunden mit dieser und jener unklaren Nachricht, ließ die Auffassung entstehen, es sei das Bad erst im 18. Jahrhundert gegründet worden. Auch der Chronist des „Hinkenden Bot“ von 1938

Die neuen Gebäulichkeiten erhoben das schlichte Landbedli zum ansehnlichen Kurbad. Es wurde mehr und mehr zum Mittelpunkt der „volkfreichen, wohlhabenden Landschaft“, zum Ziel auch manchen Stadtberners. Der alte mit Steinen und Reisig gestopfte Weg war jetzt durch eine neu angelegte, mit Ries besetzte und auf einem festen Steinbett ruhende Straße ersetzt worden, auf der die Kaleschen herrschaftlicher Familien bergwärts fuhren und die Fischerschen Landkutschen und bald die leichten fünfplätzigen Postchaisen von Bern gegen Huttwil und ins Luzernische rollten. Wie mancher dieser Wagen hielt nicht vor dem Bad und entlud neben Kranken und Behinderten manche holden Frachten, die hier am heilenden Brunnen auf eine Gelegenheit warteten, um vom Herzweh zu gesunden!

Mit raschen Schritten in die neue Zeit

Im Anfang des 19. Jahrhunderts trug ein Christian Liechti das Bad-, Tavernen-, Schaal- und Bachrecht zu Lehen. Damals führte das Gasthaus erstmals einen besondern Namen. „Zum wñze Röfli“ wird es in den Urkunden genannt. Liechti und sein Nachfolger Vinzenz Bigler retteten den Badbetrieb durch die Wirren der napoleonischen Zeit. Nicht nur des heilenden Wassers wegen wurde Enggistein sehr geschätzt. Auch das Geräumte aus der Rüche tat es nicht allein. Enggistein wusste noch mit etwas Besonderm aufzuwarten. 1829 hatte nämlich der Badwirt Flaktion eine Douche einrichten lassen. Es war die erste im Kanton Bern, und wer mit der Zeit ging und dies vor sich selbst und den andern zur Schau trug, musste die neue Einrichtung geprüft, gesehen haben.

So nahm die Besucherzahl zu, und bald erhoben sich die Gerüste, und der Bau einer Dépendance und die Erweiterung der bestehenden Gebäude schufen Raum für neue Gästezimmer. Meyer-Ahrens sprach daher in seiner Beschreibung der Heilquellen und Kurorte der Schweiz 1860 bereits von drei Hauptgebäuden zu Enggistein, von einem Wirtschaftsgebäude, einem im Garten befindlichen Nebenbau und dem „eigentlichen Badehause“. Nach ihm enthielt die Kuranstalt damals dreißig Gäste- und zehn Badezimmer. Ungefähr zwanzig Wannenbäder standen den Kunden zur Verfügung, ebenso die „nöthige Vorrichtung für Staub- und Regenbäder“. Meyer-Ahrens hebt ferner den Garten hervor, alle die Anlagen mit den Schatten- und Ruheplätzen.

Gohl fährt im Rühmen fort. Er erwähnt das dicht an der Straße befindliche „Haupt- und Wirtschaftsgebäude“, das, in schmuckem Berner Stil gehalten, mit breiter Fassade nach dem Süden schaut und in dem zu ebener Erde gelegenen Geschöß zwei „öffentliche Gastzimmer“ aufweist, er hebt die westwärts sich hinziehende Anlage von Silberpappeln und Akazien hervor, aus deren grünem Dach das Nebengebäude sich emporreckt, in dem allerhand Wohn- und Schlafzimmer, die Bäckerei und einige Vorratsräume untergebracht wurden. Eine Terrasse läuft längs der Straße hin. Sie ist mit Rasen und Blumenbeeten besetzt

und schenkt dem Kurgäst eine angenehme „Wandebahn“. Eine Scheune mit Remisen und Stallungen dient Pferden und Zubehör, und eine kleine Treppe führt auf der andern Seite der Straße zum Badgebäude hinunter, das „zwischen den Halden eingezwängt“ nahe am Bach sich erhob. Es besaß vierzehn Badkammern mit je zwei oder drei Holzkästen nebst den Vorrichtungen zu „Regen-, Spritz- und Falldouschen“ und barg im oberen Stock eine Reihe von Gästezimmern, schmalen Verschlägen, die hauptsächlich zur Aufnahme wenig vermöglicher Patienten dienten, die das Inselspital zweimal jährlich in das Bad einlieferte.

Etwas später beschreibt E. A. Türler das Bad in seinem Büchlein „Das malerische und romantische Emmenthal“. Türler erwähnt den heimeligen Gasthof, den „luftigen, hellen Speisesaal“, Gesellschafts- und Musikzimmer, den Spiel- und Turnplatz und den Komfort der Zimmer.

Bon der Heilkraft des Bades

In mehreren, in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erschienenen Schriftchen wird die Mineralquelle von Enggistein beschrieben. Sie entsprang ungefähr 190 Schritte östlich der Badanstalt zwischen der nach Walkringen und Biglen führenden Straße und dem vom alten Bigelbach abgezweigten Wasserlauf. Eine Wiese bedeckt dort die auf diluvialem Geschiebe ruhende Dammerde, neigt sich dem Bach entgegen und gab die Quelle frei, die ein hölzernes, mit einem Deckel verschließbares schaftartiges Gehäuse einfassete. Hier stieß „mit fast unmerklicher Bewegung zwischen den auf dem Grunde liegenden, mit einem gelblichen Schlamm überzogenen Geröllstücken“ die Quelle aus der Tiefe. Das Wasser war mit einem gelbrötlichen, ins Bläuliche spielenden Häutchen überzogen. Es trübte sich bei bevorstehendem Regen, färbte die Badehemden stark rostgelb, zeigte sich aber, frisch geschöpft, klar und farblos.

Die Quelle von Enggistein wurde den erdig-salinischen Eisenwässern zugerechnet. Sie enthielt in verschiedenen Zusammensetzungen Eisen, Natron, Kalk, Magnesium sowie allerhand feste Bestandteile und Gase. Das Bad wurde Personen angeraten, die an Blutmangel litten oder von

langwierigen Eiterungen geplagt wurden. Frauen heilten dort ihre „Nachfrankheiten“ aus dem Wochenbett. Wer an Schwindel, Kopfschmerzen, Kurzatmigkeit oder Blutwallungen, an Krämpfen oder Blähungen, an Appetitlosigkeit, allgemeiner Mattigkeit oder Reizbarkeit darniederlag, der suchte sich im Bad zu erfrischen. Hysterie und Rheumatismus, Lähmungen und „Contracturen“, Gicht und atonische Geschwüre wurden bei fleißiger Kur behoben. Nicht nur die Bäder halfen, die Douchentmassagen und Kaltwasserbehandlungen. Es wurden auch Milch und Molkerei genossen und Trinkturen durchgeführt, bei denen man allerdings dem „Rüttihubelwasser“, das aus dem nachbarlichen Bad geholt wurde, vor dem Brunnen zu Enggistein den Vorzug gab. Die ländlich freie Umgebung, die stärkende, „vom nahen Fichtenwald balsamisch durchwürzte Luft“ und die Möglichkeit zu unbeschwerlicher Bewegung trugen zur Gesundung des kranken Körpers bei.

Die Gäste badeten gewöhnlich früh am Morgen, wenn möglich, wie in einem alten Buche über die Sauerbrunnen und warmen Bäder zu lesen ist, „eine gute Stunde nach der SonnenAufgang“. Man stieg mit noch „ledigem Magen“ und „ausgereinigtem Leib“ in den Kästen. Eine halbe Stunde etwa blieb man im Wasser, dann nahm man ein „paar Tassen warmen Thee“ oder ein „gutes Wasser-Süpplein“ zu sich. Darauf begab sich der Kurgast ins Freie, er querte das von hübschen Spazierwegen durchzogene Wäldchen, das sich über dem Bade wie ein breites Band hinzieht, suchte irgendeinen Ruhesitz oder einen aussichtsreichen Punkt auf und erholte sich mittags bei einem kräftigen Essen. Nach der Mahlzeit setzte der Gestärkte das Programm in ähnlicher Weise fort. Er erweiterte vielleicht seinen Spaziergang, steuerte aber oft schon bald auf eine „Nidelhütte“ zu, die am Wehrand zum Verweilen lockte und deren Angebot an süßer Speise bereits die Genüsse des Abendbrots in rosigem Licht erscheinen ließ. War das Wetter regnerisch, kalt oder frostig, so versammelte sich die Gesellschaft in einem der



Enggistein, Gasthof zum Bad, heutiger Zustand

Photo W. Nydegger, Bern

Salons, die Frauen widmeten sich einer Handarbeit, die Männer einem unterhaltsamen Spielchen, Gesang und Musik ertönten, und abends lüpften auch etwa der eine oder andere zu den Tasten der Geige oder des Basses die Füße und schwang seine Begleiterin oder irgendeine Landschöne fröhlich im Tanze. Der Wirt selbst, so wird erzählt, zupfte mit Eifer das Hackbrett.

Man stürzte sich über diesen Vergnügen nicht in allzu große Kosten. Ein Menüzettel von 1889 führte ein „Déjeuner complet“ auf, ein Mittagessen, bestehend aus Suppe, zwei Sorten Fleisch und Gemüse „näbst süßer Blatte“ und Dessert und ein etwas einfacheres Abendessen, und das alles kostete für ein Ehepaar samt Zimmer mit zwei Betten Fr. 7.80 im Tag. Der Gast konnte auch einen Nachmittagskaffee anfordern oder „ein Glas leichten Weins“.

In einem Badebericht lesen wir, daß in Enggistein keine der schädlichen Einflüsse anzutreffen seien, wie sie in den Luxusbädern häufig sich finden. Es gebe dort, wird hervorgehoben, keine

Hazardspiele, keine geräuschvollen Amusements, keine Verführungen, aber auch kein Ceremoniell, keine steife Etikette. In einem ungezwungenen Beieinander finde die Mehrzahl der Gäste den größten Reiz.

Ausflug

Während im Ancien régime die Zugereisten meist längere Badekuren unternahmen und der Bademeister, der an Stelle des Baders, Schröpfers und Balbierers der alten Dorfbadstuben die Kranken umsorgte, voll und ganz zu tun hatte, suchten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gäste Enggistein mehr und mehr der Ruhe und des kulinarischen Rufes halber auf. Die „schöne Alpenaussicht“ und die „lieblichen Höhen und Täler“ zogen sie an. Es wurde jetzt, wie ein Kenner sagte, mehr gegessen als gebadet, die Zinkwannen, die die alten Holzkästen außer Gebrauch setzten, standen leer, und der Kurarzt von Bigen oder Worb wurde immer seltener gerufen.

Im geknöpften Schuh und langen Gehrock ergingen sich, die seidene Schleife, die Lavalliere, um den Hals geknotet und auf dem kahlen Haupt den gelben, eben in Mode gekommenen Steifhut oder Panama, die Männer gesetzteren Alters auf der Promenade, während ihre Gefährtinnen mit den hochgeschnürten, rüschenverzierten Jupons den Ries der Gartenwege segten und, wie ein Schilderer des Bades uns erzählt, ganze Büsche von „Fäderen und Gstuüd“ auf ihren Köpfen schwenkten. Es waren größtenteils Berner Stadtleute, die jetzt das Bad bevölkerten, Angehörige der einfacheren Schichten, denen eine Fahrt auf den Gurnigel oder gar in eines der Bäder an der Limmat oder unteren Aare zu kostspielig oder umständlich war und die hier zu einem annehmbaren „EnsembeL-Preis“ Leib und Seele erfrischten. Ihnen gesellte ein Trüpplein Fremder sich zu, die italienisch oder französisch parlierten. Engländer und Tiroler sprachen vor und Angehörige



In diese Landschaft gebettet liegt das Bad Enggistein.

Photo W. Nydegger, Bern

aus dem ungarischen Teil der ehemaligen habsburgischen Doppelmonarchie. Viele dieser Ausländer hielten sich nur kurz in Enggistein auf, erholteten sich von den Strapazen ihrer Reise und begaben sich dann von neuem auf die Fahrt.

Der Postverkehr wurde jetzt vom Staate in eigener Regie betrieben und im Hinblick auf den zunehmenden Verkehr verbessert. Zwei Postrouten berührten nach Adrian J. Lüthi das am Worbberg gelegene Bad, der alte Kurs nach Walkringen und Sumiswald und der einspännige Postdienst nach Langnau. Nach einem Bericht von 1874 fuhr täglich ein von zwei Pferden gezogener Wagen von Bern nach Enggistein. Er verließ die Stadt „am Nachmittag kurz vor 3 Uhr“ und hielt zwei Stunden später vor dem Badshotel. Neben diesem offiziellen Wagen gab es den „Badomnibus“. Er nahm je Dienstag und Samstag die Gäste vor der „Wirtschaft Rhy“ an der Zeughausgasse in Emp-

fang und rollte gegen Abend den Hügeln von Worb zu. Ältere Leute aber wollen sich noch des „Badhäuslis“ erinnern, das oben an der Metzgergasse vor dem „Schlüssel“ auf den Reisenden wartete und zweimal des Tages den Weg unter die Räder nahm. Viele aber fuhren am Bade vorbei, um auf dem landschaftlich reizvolleren Rüttihubel ihre Ferien zu verbringen.

Während des größten Teils des 19. Jahrhunderts führte die Familie Zumstein Bad und Wirtschaft. Da die Quelle zurückging, erschien die notwendig gewordene Erneuerung des ganzen Etablissements als zu gewagt und kostspielig. So sah sich Zumstein

gezwungen, um die Jahrhundertwende den Badbetrieb einzustellen. Rasch wechselten nun die Besitzer, und kurz vor dem Ersten Weltkrieg erwarb Hans Iseli das Anwesen. Der neue Besitzer führte bloß noch das Gasthaus, mit dem er während einiger Zeit eine „Metzg“ verband. Auch Iselis Nachfolger, Hans Hadorn-Oberli, beschränkt sich auf die Verköstigung der Gäste und auf den Ausschank eines guten Tropfens. Der Brunnen war jetzt ganz versieg. In der Dépendance waren Notwohnungen eingerichtet worden, und nur noch der weite Umschwung und da und dort eine alte Anschrift erinnern an die einstige Badeherrlichkeit. ne.

Crébillons schlechtestes Werk

Der alte Crébillon, Dramendichter und Vater eines ungeratenen Sohnes, der lebhaftige Bücher schrieb und ein lebhaftiges Leben führte, konnte es nicht vermeiden, zu einem Bankett zu gehen, dahin auch sein Sprößling eingeladen war. Vorsichtshalber hatte man sie schon weit auseinander gesetzt.

Im Laufe der Unterhaltung wurde der Alte gefragt: „Was halten Sie denn, Herr Crébillon, für Ihr bestes Werk?“

„Ich kann es nicht sagen, die Wahl fiele mir zu schwer. Aber eines weiß ich bestimmt: Das da“ – er wies auf seinen Sohn – „ist mein schlechtestes!“

„Wieso denn?“ fuhr der auf, „wollen Sie denn wirklich behaupten, daß alle Ihre Werke von Ihnen allein sind?“

Ludwig Thomas Lerhengezwitscher

Ludwig Thoma hatte versprochen, bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung im Volkstheater mitzuwirken und aus seinen Werken zu lesen. Nur wünschte er eine Probe zu machen.

Die Probe fand statt. Thoma betrat aus einer Tür der hinteren Kulisse die Bühne, ging zu dem Pult am Souffleurkasten und begann zu lesen. „Heller!“ rief der Beleuchter, der die Probe benützte, um das Licht zu regulieren. Thoma bezog diesen Ausruf auf sich, stützte und verschwand wieder durch die hintere Tür der Kulisse. Dann erschien

er von neuem und begann mit hellerer Töufärbung zu lesen. „Heller!“ rief wieder der Beleuchter.

Thoma nahm den Ton abermals höher und las weiter. Und so zum drittenmal, wobei Thomas Stimme schon fast so hell wie Lerhengezwitscher klang. Als aber dann der Beleuchter zum viertenmal rief „Heller, viel heller!“ schlug Thoma wütend auf das Pult und rief zurück: „Saferment, i kann net heller! Da müßt ihr euch halt an Rastraten engagieren!!“

Der Brütende. In einem berühmten Liebesroman aus unseren Tagen findet sich folgender Satz: „Nach einer langen Wanderung durch die Stadt kehrte Hans-Jürgen-Theodor in einer kleinen Dorfschenke ein. Er ließ sich von der dicken Wirtin einige Eier bringen, dann versank er in dumpfes Brüten.“

Abstinenz. In einem Vortrag wettert ein Redner über den Alkohol. „Wenn es nach mir ginge!“ rief er aus, „dann würde der ganze Alkohol ins Meer versenkt!“ – „Bravo!“ rief ein Mann aus der Zuhörerschaft. „Das ist eine glänzende Idee!“ – „Sie sind wohl auch begeisterter Abstinenzler?“ fragte der Redner erfreut. – „Nein!“ rief da der andere schmunzelnd, „ich bin Taucher!“

Die andern. „Vater, man sagt doch, wir seien auf der Welt, um den andern zu helfen.“

„Tawohl mein Junge, das sind wir auch.“

„Aber wozu sind denn die andern da?“